

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 142.

Posen, den 23. Juni 1928.

2. Jahrg.

Fräulein Eulenspiegel.

Ein lustiger Roman von C. K. Koellinghoff.

15. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Sie braunte darauf, das Urteil des Vaters zu hören und ging hinunter.

„Na, Mädiechen? Fühlst du dich schon besser?“ fragte Reidberg.

„Danke, Pa . . . Es geht. Nun?“

„Was denn, mein Kind?“ Reidberg setzte eine unerschuldig fragende Miene auf, als ob er meilenweit entfernt war, zu wissen, wem Mädie's Frage galt.

Mädie verriet sich nicht.

„Wie geht's dem alten Hofrätchen, Pa?“

„Na, er sieht auch nicht sehr wohl aus. Hat wahrscheinlich viel Verdruß gehabt.“

„Und . . . Und wie hat dir Thomas Wildhorn gefallen?“

„Der junge Baron Klewenberg? 'n bißchen überspannt, Kind, mehr kann ich vorläufig faum sagen. Und kluge Augen hat er.“

Mädie nickte eifrig.

„Ja! Das heißt, das denke ich mir auch so!“

„Ich habe die beiden eingeladen, nach Tegernsee zu kommen.“

Draußen fuhr der Wagen vor, und Sigrid kam den Kiesweg zur Terrasse. Mädie lief ihr entgegen.

„War er da?“ war der Freundin erste Frage.

Mädie nickte.

„Und dein Vater?“

„Hat beide eingeladen!“

„Na, dann wird's ja wohl zum Klappen kommen!“

Mädie blickte Sigrid ein wenig pikiert über diese profane Voraussage von der Seite an.

„Ich habe auch eine Nachricht!“ sagte Sigrid. „Ich war nämlich auf einen Sprung bei Frau Seim.“

„Und? War er dort? Hat er nach mir gefragt?“

Mädie packte sie am Arm.

„Er selbst nicht. Der alte Brandt.“

„In seinem Auftrag?“

„Nein. Im Gegenteil. Sein Herr dürfte nichts davon wissen. Er wäre auf eigene Verantwortung hingekommen, weil er sehe, wie sein Herr unter diesem Zermürfnis leide. Und außerdem — jetzt wirst du lachen, Mädie!“

Mädie war enttäuscht, daß Wildhorn nicht selbst nach ihr fragen gegangen war.

„Was denn noch?“ fragte sie teilnahmslos.

„Nun, Brandt beschwor Frau Seim, sie solle Mädie schonend benachrichtigen, daß Wildhorn drauf und dran sei, sich seinem Onkel, dem Hofrat, zu verheiraten. Aber er wäre seinerseits felsenfest überzeugt davon, daß sein Herr Fräulein Meier nicht nur nicht vergessen habe, sondern daß er sie vielmehr nach wie vor heiß liebe!“

Mädie's Augen leuchteten freudig auf.

„Das hat er wirklich gesagt?“

„Ja, natürlich. Frau Stein erzählte mir alles haarklein. Und Brandt meinte, ob man Fräulein Meier nicht veranlassen könnte, sich mit Wildhorn auszusöhnen . . .“

„Damit er mich noch einmal hinauswirft!? Ich denke nicht daran!“

„Und dann sagte der alte Brandt, daß seiner Meinung nach nie was Gutes aus solchen Sachen herauskäme. Er hätte von solchen Geldehen genug gehört und gelesen. Und — so sagte er wörtlich — es wird keine drei Wochen dauern, dann betrügt Wildhorn seine neue Frau ja doch mit seiner alten Liebe!“

Jetzt mußte Mädie lachen.

„Also mich will er mit mir selbst betrügen!?“

Sigrid — bald finde ich mich selbst nicht mehr zurecht!“

Sigrid zog sie ins Haus.

„Nun, es ist doch jetzt alles auf dem besten Wege. In Tegernsee wollen wir ihn schon dermaßen auf die Probe stellen, daß er Farbe bekennen muß!“

*

*

Während am nächsten Tage Reidberg, Mädie und Sigrid zur Fahrt ins bayerische Hochland rüsteten, ging Thomas Wildhorn unruhigen Schrittes in seinem Zimmer auf und ab. Am Vormittag war er mit dem Onkel zusammengetroffen, der ihre Abreise nach dem Tegernsee für den Anfang der kommenden Woche festgelegt hatte.

Wildhorn hatte nur kurz und zerstreut genickt. In ihm war ein Entschluß im Reifen, den er dem Onkel wohlweislich verheimlichte.

Und plötzlich brach er seine Zimmerwanderung ab und rief in den Korridor hinaus:

„Brandt, meinen kleinen Coupskoffer!“

Aber der alte Brandt meldete sich nicht, war nicht zu Hause.

So holte sich Wildhorn seinen Koffer selbst und begann hastig Anzüge, Wäsche und Bücher zu packen. Er hielt dieses schwankende Einheitsmaß zwischen zwei Frauen, von denen er die eine heiß liebte und die andere heiraten sollte, nicht mehr aus und hatte beschlossen, sich diesem seelischen Dilemma durch schleunigste Flucht irgendwohin, in den Harz oder ins Riesengebirge zu entziehen. Allmählich würde der Onkel auf seine eigenwilligen Pläne verzichten und er selbst das innere Gleichgewicht, das er zur Fortsetzung seiner dichterischen Arbeit so notwendig brauchte, wiedergefunden haben . . .

Nachdem er diesen Entschluß einmal fest gefaßt hatte, wurde sein Herz freier und seine Stirn lichter. Er ließ sich einfach nicht von anderen Leuten an eine ihm fremde Frau fetten. Er war sein eigener Herr! . . .

Nach einer halben Stunde, während der Wildhorn alles Notwendige gepackt hatte, kam der alte Brandt nach Hause und klopfte sofort an des jungen Herrn Tür.

Wildhorn ließ ihn ein und blickte fragend in das traurige Gesicht des alten Dieners.

„Was ist denn los, Alterchen? Du blickst drein, wie der leibhaftige Hiobsbote!?“

Der Alte sagte langsam, zögernd:

„Ich hab dem jungen Herrn auch was zu erzählen, was nicht gerade lustig ist . . . Aber ich will's und ich darf's, glaub ich, dem jungen Herrn gar nicht verheimeln. . . . Einmal muß es ja doch kommen. Und da is es wohl besser, wenn's der junge Herr von mir erfährt. Der junge Herr wird schon drüber wegkommen . . . Kein Mensch, und nu schon gar ein Mensch, wie der junge Herr, soll sich an Unwürdige verschenken . . .“

Wildhorn rüttelte den Alten an der Schulter.

„Ja, so rede doch schon! Du machst einen ja wahn-
sinnig! Was ist dir denn widerfahren?“

„Ach, mir is gar nichts widerfahren, es geht ja doch
wohl mehr den jungen Herrn an . . . Das junge Mäd-
el, was hier bei dem jungen Herrn immer Schreibmaschine
arbeitete . . .“

„Fräulein Meier? . . .“

„Ja, Fräulein Meier . . .“ Brandts zitternde
Stimme nahm einen unnachahmlich verächtlichen Aus-
druck an.

Wildhorn kochte vor Ungeduld:

„Nun was denn, du Unglücks Mensch, was denn!“

„Also ich hab sie gesehen, die junge Dame, die mir
immer von ihre bescheidenen Verhältnisse erzählte. Sie
sind gar nich so bescheiden, ihre Verhältnisse . . . Oder,
vielleicht sind ihre Verhältnisse bescheiden, dann aber
nicht die Verhältnisse von dem alten Sünder, mit dem
ich sie gesehen habe . . . Fein hat der sie rausgepuht, sag
ich Ihnen, junger Herr! 'ne Lederjacket hat sie angehabt
und seidene Strümpfe, und im Auto is sie eng ange-
schmiegt neben ihm gesessen und einen Kuß hat sie ihm
auf den Mund gegeben, dem alten Nachsteiger, pfui
Deiwel! . . .“

Wildhorn war zurückgetaumelt. Bleich stammelte er:

„Was erzählst du da . . . Ist das wahr?“ . . .

„So wahr ich hier stehe, junger Herr . . . Ich hab
mir lange überlegt, ob ich's dem jungen Herrn erzählen
soll . . . Aber, einmal muß es ja doch sein . . . Wenn
einer ein böses Geschwür hat, dann muß er operiert
werden, und da hab ich eben operiert . . . Wenn Ihnen
der alte Brandt was sagen darf, junger Herr — dann
streicht der junge Herr diese Dame aus seinem Herzen,
weil sie wirklich nichts Besseres verdient . . . Das Auto,
in dem die beiden saßen, konnte nicht weiterfahren, weil
'ne Verkehrsstodung war, und ich stand dicht daneben.
Und da hab ich gehört, wie sie sich an den alten Hahn
anschmeichelte und bat: Ach, kauf mir doch so 'nen rot-
eidenen Schal, Alterchen . . . Pfui Deiwel, so'n junges
Ding, und wirft sich weg . . . Und auf einmal, wie sie
sich umdrehte, hat sie mich gesehn und auch sofort wieder-
erkannt . . . Das hätten Sie aber sehen sollen, junger
Herr, wie rot sie da geworden is! . . . Das war das
schlechte Gewissen . . . Und hat sich schnell vergewissert,
ob der Alte nichts sieht, und hat mir dann ganz freund-
lich, als ob gar nichts los wäre, zugenickt! So was
Schamloses, sage ich Ihnen, junger Herr! Pfui Deiwel!
. . . Und dann sind sie weitergefahren, und der alte Hahn
hat seinen Arm immer um sie gelegt . . . Na, jetzt hab
ich's dem jungen Herrn erzählt . . .“

Wildhorn stand am Fenster und trommelte gegen
die Scheiben. In seinen Ohren brauste es, als wäre ein
Meer über seinem Kopfe zusammengeschlagen. Die letzten
Worte Brandts hatte er gar nicht mehr gehört.

Das hatte er nicht erwartet . . .

Etwas in ihm war vernichtet. Ingeheim gehegte
und gepflegte Luftschlösser barsten krachend zusammen.
Heitere Träume lösten sich in ein graues Nichts auf . . .

Er drehte sich langsam um und sah auf seine Koffer.
Das hatte nun auch keinen Sinn mehr. Hierbleiben,
dahinstumpfen . . . Tatkräft, Oppositionsgeist — alles
verebbte . . .

Draußen hatte es geklingelt, und nun stand der
Onkel vor ihm.

„Ah, du bist schon beim Packen? Kannst es wohl
gar nicht mehr erwarten, was?“ . . .“

Wildhorn starrte ihn verständnislos an. Dann be-
griff er, was der Hofrat meinte.

„Ja . . . Ich kann's gar nicht mehr erwarten,
Onkel . . . Wann fahren wir denn?“ . . .“

„Am Montag, Junge, wenn du's gar so eilig hast!“
„Ja, Onkel, ich hab's wirklich eilig . . . Es kann gar
nicht schnell genug gehen . . .“

Der Hofrat sah seinen Neffen nunmehr dennoch ver-
wundert an:

„Auf einmal?“

Wildhorn nickte. Seine Lippen bebten.

„Ja, auf einmal, Onkel.“

Gendeli trat näher auf ihn zu und sah ihm eindring-
lich in die Augen:

„Was ist denn los, Junge? Du kommst mir heute
so verändert, so merkwürdig vor?“

„Komme ich dir verändert vor, Onkelchen? Nun,
das hat weiter nichts auf sich . . . Das geht wieder vor-
über . . . Es geht alles vorüber . . . Man denkt, etwas
ist für ewig gebaut, und auf einmal stellt sich heraus, daß
es überhaupt gar nicht da war . . . Verstehst du?“

Der Onkel nickte verständnisvoll:

„Stehste, Junge, nu weißte, wie mir zumute war,
wie jener Gauner meine paar Kröten verjurte! Aber
das kann doch dir nicht passiert sein!“

Wildhorn sah dem Onkel voll ins Gesicht:

„Ich habe ein Mädchen geliebt, Onkel, ein einfaches,
armes Mädchen. Und dieses einfache, arme Mädchen be-
trügt mich mit irgendeinem reichen älteren Herrn. Das
ist alles. Und nun, sprich bitte nie wieder davon! Du
weißt nun alles. Ich fahre mit dir nach Tegernsee. Oder
wohin du sonst willst.“

Der Hofrat schüttelte verständnislos den Kopf. So
ernst hatte er die Sache mit dem kleinen Fräulein Meier
nicht genommen. Im Grunde genommen, mußte er ihr
ja dankbar sein, der treulosen Kröte, daß sie seine Pläne
so förderte . . . Aber Thomas tat ihm aufrichtig leid.
Er sagte leise:

„Gut, Thomas, ich red weiter nix darüber . . . Am
Montag geht's los — und in Tegernsee wirste Augen
machen . . . Mit der Mädle von Reidberg wird dir
das nicht passieren . . .“

„Mädle! . . .“ Wildhorn zuckte wieder schmerzlich
zusammen. Diese Duplizität erschütterte ihn . . .

* * *

Bobby Hobbins wandelte trübseligen Gesichtes durchs
Brandenburger Tor. Dann schritt er nachdenklich ge-
stimmt an den Prachtauslagen der Geschäfte Unter den
Linden vorüber.

Kopfschüttelnd rekapitulierte er seine kurze, aber er-
eignisreiche Hochstaplerkarriere und kam mit einem weit-
hin hörbaren Seufzer zu dem löblichen Entschlusse, sich
wiederum dem weniger gewinnreichen, dafür aber seinen
Talenten mehr entsprechenden Gebiete des Taschendieb-
stahls zuzuwenden.

Als er diesen Entschluß gefaßt hatte, erhellte sogar
ein zufriedenes Lächeln seine Züge. Es war ihm, als
hätte ihm jemand eine Riesenlast von den Schultern
genommen. Ja, mit dem rechten Auge hielt er bereits
Musterung nach etwaigen Annexionsobjekten . . .

Unglücklicherweise führten ihn seine Schritte am
Hotel Adlon vorüber. Als der Portier Herrn Hobbins
aus Newyork erblickte, stürzte er unter Hintanzetzung
seiner ganzen Türhüterwürde auf ihn zu, faßte ihn wohl-
geschult, eisernen Griffs am Ärmel seines (leider) sehr
haltbaren Westers und führte ihn durch die Empfangs-
halle ins Direktionszimmer.

Hier fand eine kurze, aber deutliche Unterhaltung
über zahlreiche unbeglichene Rechnungen, Beilegung
eines falschen Namens und ähnliche unangenehme
Dinge statt.

Noch unangenehmer für Mister Hobbins wurde die
Unterhaltung, als zwei diskret gekleidete Herren herein-
traten, die Herrn Hobbins, trotz dessen ausgesprochener
Abneigung gegen jeden Schmutz, mit zwei allerliebsten
aus Nidelftahl angefertigten „Armbändern“ bedachten,
die ihn in seiner Bewegungsfreiheit erheblich behin-
derten . . .

Und vollends schlechter Laune ward der hochwohl-
geborene Herr von Marantagua, als er die Adresse er-
laufchte, die die beiden Herren dem Chauffeur des war-
tenden Mietsautos gaben:

„Polizeipräkibium Alexanderplatz!“ . . .

(Fortsetzung folgt.)

Hinter der Kamera in

HOLLYWOOD

Von unserem eigenen Korrespondenten

Das Café im Paramount-Atelier ist zur Mittagszeit für den Besucher immer eine Quelle der Überraschung und des Interesses. Es besteht hier eine Fühlung von Kameradschaft, eine Atmosphäre froher Geselligkeit, welche der Fremde im selben Augenblick, in welchem er das Atelier betritt, empfindet. Er sieht, wie rühmlich bekannte Stars sich mit einfachen Bühnentechnikern in kollegialer Weise begegnen, wie berühmte Regisseure lustig mit Elektrikern in blauen Arbeitskleidern plaudern, wie Komparsen am selben Tisch mit bedeutenden Funktionären der Filmindustrie speisen. Demotratie, erkennt der Besucher sogleich, ist hier mehr als nur ein gut klingendes Wort — es ist hier eine feststehende Tatsache.

Doch etwas, was dem staunenden Besucher noch bewundernswerter erscheint, ist der internationale Charakter der hier versammelten Menschen. Fast eine jede Nation der Erde ist hier vertreten. Man hört genau so gut Deutsch, Französisch, Italienisch, Russisch und Spanisch wie Englisch.

Gestern führte ich einen Freund von mir durch das Café und zeigte ihm die folgenden ausländischen Berühmtheiten: Emil Jannings disputierte gutmütig mit seinem Landsmann Ernst Lubitsch; Pola Negri, welche aus Polen gebürtig ist, befand sich mit einem anderen bekannten deutschen Regisseur, Ludwig Berger nämlich, im Gespräch verheft; Ernest Vajda, der beliebte ungarische Bühnenschriftsteller, erklärte der Wiener Schauspielerin Marietta Millner etwas; Vera Boronina, welche aus Rußland stammt, lachte gerade über einen gelungenen Scherz, den ihr der französische Regisseur G. D'Abadie D'Arrest erzählte; der englische Schauspieler Elton Wood tauschte mit dem italienischen Beitrag in Hollywood, Arnold Kent, Erfahrungen aus, und Mirra Rayo, eine begabte kleine Novize aus Südamerika, ließ sich mit ihrer Entdeckerin, der schönen blonden Esther Ralston, eine Tasse Tee schmecken.

Ich mußte herzlich lachen, als sich mein Freund plötzlich nach mir umwandte und staunend erklärte: „Es ist hier ein richtiger Völkerbund!“

Fall noch weitere Beweise dafür benötigt werden, daß die Paramount-Organisation Filme mit einem entschieden ausländischen Geschmaack produziert, so genügt ein Hinweis auf die Rollenbesetzung in Pola Negris neuestem Film „Das zweite Leben“. Pola selbst ist, wie wir bereits wissen, Polin. Tullio Carminati, welcher eine bedeutende Rolle in diesem Film spielt, stammt aus Italien. Paul Lukas, ein anderer bedeutender Filmschauspieler, ist Ungar. Olga Baclanova ist Russin; Anton Vaverka stammt aus der Tschechoslowakei; Anders Randolph wurde in Dänemark geboren, und trotzdem der Regisseur dieses Films, Rowland V. Lee, Amerikaner ist, kommt sein technischer Leiter aus Oesterreich.

Ist es ein Wunder, daß Filme mit einer solchen internationalen Besetzung in der ganzen Welt vorgeführt werden und erfreuen?

Da ich gerade von Pola Negri spreche, fällt mir ein, daß sie sich vor einigen Tagen einen freien Tag gönnt, um die ihr von ihren vielen Freunden übersandten Glückwünsche zu ihrem ersten Hochzeitstag entgegenzunehmen. Genau vor einem Jahr wurde sie in ihrem Chateau nahe Versailles mit Prinz Serge Wdivani getraut. Das glückliche Paar wird im Juni seine zweite Hochzeitsreise nach Europa antreten.

Dinge, welche noch nie in Hollywood gesehen wurden... Ernst Lubitsch, der Regisseur, ohne Zigarette im Mundwinkel.

Meiner Ansicht nach ist die folgende Episode aus dem Leben genau so dramatisch wie die, welche wir oft im Film sehen: Eines schönen Morgens erhielt der Komparse Mexis Kromnikoff ein Telefongespräch vom Hollywooder Polizeibureau, wonach er sich sofort melden sollte. Jemand eine schlechte Nachricht ahnend, eilte er hin, doch er sollte die beste Neuigkeit in seinem Leben erfahren.

Nicht lange Jahre hatte Mexis seine Mutter und Schwester als tot betrauert. Seit dem Tage, an welchem er, als Oberst im Dienst des Zaren stehend, hörte, daß seine Mutter und Schwester während der Revolution getötet wurden. Da er nicht in der Lage war, mehr hierüber zu erfahren, entschloß er sich schließlich, aus Rußland zu fliehen und kam nach den Vereinigten Staaten. Vor vier Jahren kam er in die Filmindustrie. Einer der Filme, in

welchem er eine kleine Rolle innehatte, war „Abenteuer in Paris“ mit Bebe Daniels.

Die dramatische Folge zu diesem Film spielte sich im Polizeibüro ab. Mexis erhielt hier nämlich einen Brief, welcher Sofia, Bulgarien, gestempelt war. Derselbe war von seiner Schwester geschrieben und teilte ihm mit, daß beide, sie sowohl wie die Mutter, am Leben seien und daß es ihnen gut ginge. Die Schwester erklärte, daß sie im Kino war, um sich den Film „Abenteuer in Paris“ anzusehen, und in einem der Darsteller ihren Bruder, welchen sie für tot hielt, erkannte.

Und bald gibt es eine frohe Vereinigung in Hollywood, denn Alexis läßt seine Mutter und Schwester nach Amerika kommen.

Viele der heutigen berühmten Filmregisseure waren früher einmal Kameraleute. Das beste Beispiel ist Victor Fleming, welcher den Emil Jannings-Film „Der Weg allen Fleisches“ inszenierte.

Fleming, welcher im Weltkrieg Kameramann war, wurde vom Signalkorps durch den verstorbenen Präsidenten Wilson abgerufen und trat mit der Wilson-Gesellschaft die Reise nach Frankreich an. So kam es, daß Fleming, dessen militärischer Rang der eines Unteroffiziers war, General Pershing, dem Oberbefehlshaber der amerikanischen Armee, Befehle erteilte. Eines Tages in Versailles, woselbst Fleming photographierte, passierte diese unglaubliche Geschichte.

„Etwas mehr nach rechts, Herr General,“ befahl Fleming hinter der Kamera, und Pershing gehorchte bereitwillig.

Fleming wurde, gleich nachdem er nach Hollywood zurückkehrte, Regisseur.

Während ich beim Sujel Kameraleute bin, möchte ich eine Frage beantworten, welche die Besucher des Ateliers häufig an mich richten. Sie ist: Warum tragen Filmkameraleute ihre Mützen rückwärts?

Die Antwort ist: Um eine Kamera einzustellen, ist es äußerst notwendig, daß das Auge der Regulierlinse so nahe wie möglich ist. Der Schirm der Mütze oder der Hutrand sind daher im Wege. Aus diesem einfachen Grunde tragen Kameraleute niemals Hüte und Schirmmützen so, daß sie ungehindert arbeiten können.

Aber, um Himmelswillen, fragen Sie, verehrte Leser, nicht bitte nicht, warum einige Regisseure immer Sportschosten und Sportschürmpfe tragen! Dieses ist eines der ungelöstesten Hollywooder Geheimnisse.

Eine Karte von Florence Vidor, welche sich soeben auf einer wohlverdienten Ferienreise in Europa befindet, ruft angenehme Erinnerungen an ein Pflaunderskindchen zurück, welches ich mit diesem reizenden Paramount Star kurz vor ihrer Abreise hatte. Ich fand sie gerade so schön im Leben wie im Film; sprudelnd mit Begeisterung über ihre bevorstehende Reise nach London, Paris, Berlin, Wien, Budapest und andere Hauptstädte der alten Welt.

„Reisen“, sagte sie mir, „ist die größte Hilfe für eine Schauspielerin; denn auf Reisen wird sie besser mit den Leuten bekannt, welche sie auf der Bühne oder im Film darstellt. Außerdem lernt sie auch deren Bräuche und Manieren.“

Seit Fräulein Vidor für ihre geschmackvolle Toilette bekannt ist und für gewöhnlich als die „am besten angezogene Dame Hollywoods“ gilt, fragte ich sie, ob es sehr teuer sei diesem Auf gemäß zu leben.

„Gut gekleidet zu sein kostet nicht viel Geld,“ betonte sie, „man muß nur Geschmaack haben. Ich habe wohlhabende Damen gesehen, welche Kleider die Hunderte von Dollars kosteten, trugen, und viele sahen nicht so elegant aus wie manche Ladenmädels, welche nur sehr wenig Geld auf ihre Kleidung verwenden können. Es ist nur eine Frage des Geschmaacks.“

„Gibt es einen Führer zum guten Geschmaack?“ fragte ich. „Ja,“ erwiderte sie sogleich, „man muß sich nur vergewissern, daß Schönheit in der Einfachheit liegt. Auffallende Stoffe, schreiende Dekorationen und geschmacklose Verzierungen sollten in der Kleidung vermieden werden. Damen, die einfach gekleidet sind, wirken immer anziehend.“

Falls Sie, verehrte Leser, eine Filmgeschichte geschrieben haben und planen einem Hollywooder Produzenten dieselbe zu unterbreiten, so ist mein Rat: Tuen Sie es nicht! Mir wurde gerade mitgeteilt, daß von annähernd 56 000 Originalgeschichten,

weiche von hoffnungsreichen Autoren in den letzten zwölf Monaten nach Hollywood geschickt wurden, nur neun zur Verfilmung angenommen wurden.

Neun von 56 000! Die Hoffnungen von 55 991 Amateuren vernichtet!

Der Grund hierfür ist natürlich der, daß die meisten Hollywooder Produzenten erfahrene Berufsschriftsteller anstellen — Männer und Frauen, welche den Film und seine Kassenerfolge im Auge haben — und danach ihre Szenarien schreiben. Außerdem werden die meisten Filme nach erfolgreichen Schauspielern oder weltbekannten Romanen und Magazingeschichten gedreht.

Darum sparen Sie Ihr Porto und behalten Sie Ihr Geistesfind!

Falls Sie irgend welche besondere Fragen betreffs Paramount-Filme hegen, bin ich gern bereit, Ihnen dieselben zu beantworten. Senden Sie Ihre Fragen an die Redaktion des Posener Tageblattes, diese wiederum wird sie mir zusenden.

Ein Volk der Unschuld.

Der Jesuitenpater Gasso, der das Leben der CunaIndianer genau kennen gelernt hat, erzählt, wie es zugeht, wenn bei den CunaIndianern ein Kind geboren wird. Die Cunafrau, die Mutter werden soll, begibt sich einige Tage vor der Geburt in den Wald. Wenn sie dann mit dem Kinde wieder heimkommt und die anderen Kinder sie fragen, woher das Kind komme, so erzählt sie ihnen: „Vor einigen Tagen war dein Vater im Walde und jagte; da sah er einen Hirsch, der im Geviß ein kleines Kind trug; der Vater gab sich Mühe, den Hirsch zu fangen, und endlich hat er das Kind in Sicherheit gebracht. Dieses Kind hat er nun deiner Mutter geschenkt, damit sie es aufziehen soll. Auf diese Weise haben wir ein neues Kind und du ein Geschwisterchen bekommen.“ Im Weisheit der Kinder spricht die Cunafrau niemals ein Wort, das den Kindern die Augen über die Geheimnisse des Geschlechtslebens öffnen könnte, sondern es wird immer nur vom Hirschfängen gesprochen.

Unser Storch, der die Kinder bringt (heute hat er sich in die „Wochenende“ verwandelt) hat bei den CunaIndianern sein Gegenstück im Hirsch, was nach Ansicht des Indiarforschers Erland Nordenskiöld um so merkwürdiger ist, als bei anderen Indianerstämmen die Kinder mit den natürlichen Vorgängen vollkommen vertraut sind. Der Hirsch gilt den Cunas als heiliges Tier, — Hirschfleisch essen sie nicht. Der Vater bemächtigt sich des Kindes auch nicht, indem er den Hirsch tötet, sondern nur indem er ihn einfängt. Der Hirsch ist der Träger der Seele, die im Kinde wiedergeboren wird; das ist der tiefe Ursinn der Hirschlegende.

An den Cunas könnten wir uns in vieler Hinsicht ein Beispiel nehmen. Nordenskiöld erzählt, daß sie keine häßlichen Worte anwenden dürfen und den festen Glauben haben, daß die große Ueberschwemmung des Cunalandes, die nur einen einzigen Berg frei ließ, zur Strafe für die häßlichen Worte gekommen war, die die Cunas gebraucht hatten. In der Bildschrift der Indianer gibt es keine einzige Gestalt, auf der die Geschlechtsorgane gezeichnet sind. Die geschnitzten Holzfiguren der Schutzgötter sind geschlechtslos oder bekleidet. Nacktheit gilt als unpassend. Auch die kleinsten Mädchen sind vollständig bekleidet. Früher hatten die Frauen einen unbekleideten Oberkörper, jetzt aber tragen sie ständig eine Art Bluse. Die Männer sind ebenso gekleidet wie die Weiber. Nackt sieht man nur die Knaben. Die CunaIndianer sind höchst moralisch; sehr im Gegensatz zu dem christlichen Colon, das ganz in der Nähe liegt und in dem ein haarträubender Sittenverfall herrscht, lebt dieses heidnische Volk in einer Reinheit, die in Amerika ihresgleichen sucht. Ein unverheiratetes Mädchen, das bei einem Liebesverhältnis ertappt wird, bekommt Prügel. Freie Verbindungen zwischen Mann und Frau kommen kaum vor. Dabei sind die Männer vielfach als Seelenute unterwegs gewesen und haben das Leben in den großen Hafenstädten kennen gelernt. — Wenn eine junge CunaIndianerin heiratsfähig ist, wählt der Vater ihr einen Mann aus, der gut segeln, fischen, jagen und das Land bestellen kann. Wenn das junge Paar heiratet, siedelt der Mann zu der Familie seiner Frau über und ist gewissermaßen der Knecht seines Schwiegervaters, so lange dieser lebt. Daher ist es bei den CunaIndianern der Weg zum Wohlstand, viele Töchter zu haben.

Natürlich gehen diese Geschäftsehen nicht immer gut aus; es kommt deshalb häufig vor, daß die Männer nach ihrer Verheiratung, um ihr Hauskruz eine Zeitlang loszuwerden, als Seeleute in die Welt hinausfahren; sie hoffen wahrscheinlich, daß die Geliebte in der Zeit ihrer Abwesenheit zur Vernunft kommen wird.

Die CunaIndianer halten äußerst streng auf ihre Rassenreinheit; Weiße und Neger dürfen sich daher nicht in ihrem Lande ansiedeln. Als sie sich im Jahre 1924 gegen Panama empörten, töteten sie alle Negerpolizisten, die in ihre Dörfer gesetzt worden waren; sie töteten aber auch die Kinder, die diese Neger mit Cunafrauen hatten. Dieser Rassenstolz hat nicht immer unter den Cunas geherrscht. Um 1700 lebten zahlreiche französische Sugenotten bei ihnen, die sich auch mit Cunafrauen verheirateten. Einer ihrer Söhne wurde sogar Häuptling der Cunas. Diese Franzosen wurden 1757 von den Cunas getötet, aber es wird nicht berichtet, daß auch alle ihre Kinder getötet worden waren.

Schon alte Reisebeschreiber loben die strenge Moral der Cunas. Ehebruch wurde mit dem Tode bestraft. Die Frau und ihr Geliebter wurden getötet. Wenn die Frau ihrem Manne alles gestand und beschwor, daß sie zu der Verbindung gezwungen worden sei, so wurde ihr verziehen, hielt sie aber die Sache geheim, und es kam dann doch heraus, so wurde sie verbrannt. Wenn jemand ein Mädchen verführte, so wurde er auf die schrecklichste Weise mißhandelt. Die Frauen heiraten sehr früh. Auch von dem Manne verlangt man Keuschheit und Treue, wenn er sich schlecht aufführt, drohen ihm gräßliche Strafen im Totenreiche. — Es ist die allgemeine Ansicht aller Forscher, daß die Cunas sich gerade durch ihre Sittenrenge vor dem Untergang bewahrt haben.

Philosophische Anekdoten.

Als der Herzog von Duraz einst den Philosophen Descartes gut essen sah, sagte er spöttelnd zu ihm: „Ja, genießen denn die Philosophen auch solche Vederbissen?“

„Warum denn nicht?“ antwortete Descartes. „Glauben Sie etwa, die Natur habe die guten Sachen nur für die Dummköpfe herbeigebracht?“

Montesquieu sagte zur Marquise de Chatelet: „Sie kürzen sich den Schlaf ab, um Philosophie zu studieren. Sie sollten die Philosophie studieren, um besser schlafen zu können.“

Goethe erzählte von einem Studenten, der sich jahrelang eifrig philosophischer Studien beflissen habe, ohne jedoch damit Erfolg gehabt zu haben. Was denn aus dem Manne geworden sei, wurde gefragt.

„Er ist durch den Mißerfolg zum Philosophen geworden,“ war Goethes lächelnde Antwort.

Als man Aristippos aus Sybene fragte, worin sich denn die Philosophen von anderen Menschen unterscheiden, antwortete er: „Sollten alle Gesetze aufgehoben werden, sie allein würden nicht anders leben als vorher auch.“

Simon, des Dionysos Hausverwalter, zeigte dem Aristippos einmal die prunkvollen Gemächer und die kunstreichen Mosaikfußböden des Palastes. Aristippos räusperte sich und spudte dem Simon ins Gesicht. Dieser war sehr empört darüber.

Aristippos aber sagte: „Wo konnte ich denn anders hinspucken bei all dem Glanz und all der Pracht ringsherum!“

Wilhelm Busch wurde einst gefragt, worin denn die wahre Philosophie bestände. Er erwiderte: „Wer bescheiden ist, sich eine heitere Gelassenheit bewahrt und bei anderen auch andere gut Art gewähren läßt, der scheint mir ein Philosoph zu sein.“

Aus aller Welt.

Männliche und weibliche Steine? Ein russischer Wissenschaftler, Dr. Manoilov, führte kürzlich in einem Vortrage aus, daß nach seinen Untersuchungen auch die Steine zweierlei Geschlechts seien. Es sei ihm aufgefallen, daß die gleichen Minerale zwei verschiedene Kristallformen, eine kubische und eine achteckige, haben. Beim Hinzufügen einer chemischen Substanz sei nun die Reaktion der kubischen Kristalle typisch männlich und die der achteckigen weiblich gewesen. Man könne somit annehmen, daß die Teilung zwischen männlich und weiblich durch die ganze Schöpfung, vom Stein bis zum Menschen, hindurchgehe.

Sonnenschirm-Enten. Diesen sonderbaren Namen gibt man einigen in Nordamerika wildlebenden Entenarten wegen eines ganz charakteristischen Gewohnheit, die man bei ihnen beobachtet hat. Diese Enten sind sehr gewandte und eifrige Nestbauer, und alljährlich, wenn sich im Frühling die Pärchen zusammenfinden, wird ein neues Nest gebaut. Zur Herstellung des Nestes bedienen sie sich außer etwas Reisig fast ausschließlich großer, starker Blätter, die sie in Stücke zerteilen und dann sehr geschickt aneinanderfügen. Wenn die Enten die Blätter aber nun herbeiholen, so ist das ein ganz komischer Anblick, denn sie tragen die Blätter an ihren langen Stielen gerade so, als ob sie einen Sonnenschirm über sich hielten. Aus diesem Grunde hat man den Enten den Necknamen „Sonnenschirm-Enten“ gegeben.

Fröhliche Ecke.

Erziehungskosten. „Ich brauche ein neues Schreibzeug, Papa.“ — „Himmelelement, du ruinst dich noch. Seit Ostern habe ich für deine Erziehung schon eine Mark und fünfundsiebzig Pfennige ausgegeben!“

Ansteden. „Dein Vater ist krank; doch nichts Anstedenes?“ — „Ich glaube es nicht, denn der Arzt sagt, er habe sich überarbeitet.“

Roman in einem Satz. Egon nahm vom Galen den Hut, aus dem Kasten den Revolver, von seiner Familie Abschied und sich das Leben.

Verantwortlich: Hauptchriftleiter Robert Styra, Poznan